

Nr. 133. Bromberg, den 15. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(9. Fortsetzung.)

Es war noch sehr früh am Morgen, als Lambertz im Taj Mahal Miß Lilian Baker zu sprechen verlangte.

„Miß Baker ordnete an, man solle sie nicht stören."

„Bitte telephonieren Sie sofort herauf und melden Sie, daß Mr. Lambertz unten in der Halle wartet."

Ein paar Minuten später bat ein weißbeturbanter Inder Martin, ihm in den zweiten Stock zu folgen.

Sie fuhren im Lift hinauf und Lambertz starrte so gedankenverloren auf die schlanken Hüften des Mannes, die ein himmelblaues Tuch zierten, auf die langen bloßen, schön geschnittenen Füße neben seinen bestiefelten, als wäre er zum ersten Male in seinem Leben hier im Taj-Mahal-Hotel und hätte noch nie einen europäisierten indischen Diener gesehen.

Der Mann begleitete ihn bis vor eine Türe, die die Nummer 72 trug und klopfte sanft mit zwei gekrümmten Fingern.

Lambertz hatte irgendwie erwartet, in ein verdunkeltes Zimmer zu treten und um diese Stunde eine müde, verweinte Lilian im Bett zu finden und es überraschte ihn nun, daß er das Zimmer bereits aufgeräumt fand, mit weit offenen Fenstern, durch die hell und scharf das Sonnenlicht hereindrang.

Lilian stand völlig angekleidet in der Mitte des Raumes. Sie kam ihm nicht entgegen, sondern blieb, wie ihm schien, mit einer etwas angestrengten geraden Haltung stehen.

Martin trat auf sie zu. Er wollte irgend etwas sagen, aber kein Ton formte sich in seiner Kehle und plötzlich zog er sie in seine Arme. Da hielt er sie nun, dicht an seinem Herzen, ihr weißes, schönes Gesicht war dem seinen ganz nah. Lilian wehrte sich nicht. Für einen Augenblick ließ sie ihren Kopf an seiner Schulter liegen, dann löste sie sich sanft von ihm.

„Verzeihen Sie, daß ich mich gestern verleugnen ließ. Natürlich hätte ich mich sprechen lassen und Ihnen sofort alles sagen sollen . . . aber ich konnte mich . . . nicht so schnell fassen."

Sie zündete sich eine Zigarette an. Das Streichholz zitterte zwischen ihren Fingern und das Flämmchen drohte zu verlöschen. Dann sprach sie weiter: „Eric sagte es mir, sobald wir dem Trubel des Hafens entronnen und hier angekommen waren. Ich fand ein Kabel von Tante Betsie vor, der man es depeschiert hatte. Sie wollte nicht, daß ich es auf dem Schiff erfuhr, weil sie fürchtete, ich . . . sie dachte, es sei besser daß jemand, wie Eric, es mir sagen würde. Vielleicht hat sie recht gehabt. Ach, Martin, es ist furchtbar."

Sie hob plötzlich mit einer verzweifelten Geste beide Hände und schlug sie vor das Gesicht. Trotz aller Beherrschung konnte sie ein schwaches Stöhnen nicht unterdrücken.

„Lilian", murmelte Lambertz, „Worte haben so wenig Sinn. Ich wünschte, ich könnte Ihnen alles sagen, was ich empfinde. Hubert war mein bester Freund."

„Ich weiß", sagte Lilian und versuchte vergeblich, ihrer Stimme Klang und Farbe zu geben. „Ich weiß, daß Sie durch Huberts Tod einen genau so großen Verlust erleiden wie ich. Ach, Martin, Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß es Ihnen nahegeht." Sie schwankte leicht und Lambertz sprang hinzu, um sie zu stützen.

Lilian machte einen schwachen Versuch zu lächeln, aber es wurde nur eine traurige kleine Grimasse. „Man sieht es auch Ihnen an", flüsterte sie und in ihren Augen lag ein ungewohnt zärtlicher Ausdruck, der ihn erschütterte.

Er war die ganze Nacht mit dem Auto unterwegs gewesen, durch Straßen und Gassen gebraust, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Er hatte seit jener Hiobsbotschaft kein Auge zugetan und sein Gesicht war verwüstet von Kummer, und von schmerzlicher Wut seltsam gezeichnet.

Er trat an das Fenster und sah hinaus auf den kleinen Balkon. Von hier aus konnte er das Gateway of India sehen, das man zur Erinnerung an den Besuch Georgs V. am Apollo Bunder errichtet hatte. Es war im indischen Gujerstil des 16. Jahrhunderts erbaut und erinnerte ihn plötzlich an den letzten Abend, an dem er mit Hubert stundenlang vor der Halle auf und ab gegangen war und sie über Liebe und Glück philosophiert und über die Zukunft gesprochen hatten. Ach — das war nun für immer vorbei.

Nie kehrt ein Augenblick zurück — jede Sekunde eines jeden Lebens ist einmalig — man ist sich dessen nur nicht immer bewußt. Man lebt dahin — mehr oder minder unbefangen — immer in die Zukunft blickend, vergessend, daß eigentlich Gegenwart, lebendigste Gegenwart, schon Vergangenheit bedeutet. Eine tiefe Melancholie erfüllte Lambertz. So sinnlos erschien ihm das Leben.

Plötzlich hörte er Lilians Stimme neben sich. „Sehen Sie, Martin, noch kann ich alles nicht fassen und doch weiß ich, daß ich mich eines Tages an ein Leben gewöhnen werde, an dem Hubert keinen Anteil mehr hat, aber an einen Gedanken werde ich mich nie gewöhnen. Nie, solange ich auch leben mag, werde ich glauben, daß Hubert Selbstmord begangen hat."

Lambertz fuhr herum und starrte sie an. Wieder erschien ihm ihr Gesicht fremd und unbekannt. Ihr schöngeschwungener Mund lag plötzlich als schmale harte Linie zwischen den zarten Rundungen der Wangen und drückte eine ungeheure Bestimmtheit aus.

„Glauben Sie", fragte er und sah sie noch immer unverwandt an, „glauben Sie, Lilian, daß Hubert das Verbrechen begangen hat?"

Ihre Augen schweiften von ihm fort und hinüber zur weiten Fläche des Meeres. Sie antwortete nicht gleich, erst nach einer Weile hob sie die Schultern und ließ sie wieder fallen.

Ich weiß es nicht, hieß das; sie sprach es nicht aus.

Er trat verblüfft einen Schritt zurück.

„Sie und ich, Martin, wir beide dürften ihn am besten von allen Menschen, die um ihn waren, gekannt haben. Glauben Sie, daß er es tat?"

„Nie", sagte er bestimmt.

Sie sah ihn nachdenklich an. „Das war auch meine Meinung bis gestern, als ich mit Eric darüber sprach, aber seine Einwendungen scheinen einleuchtend genug, um Gefühle außer Gefecht zu setzen. Und trotzdem", rief sie und ihre

Stimme klang fast wild vor Leidenschaft. „Nehmen wir an, ein junger Mensch wie Hubert wäre leichtsinnig genug gewesen, um die Folgen einer solchen Handlung nicht zu übersehen. Mag sein, daß er sich geirrt hat, mag sein, daß er unvorsichtig gewesen ist. Soll es sein, daß er in eine Falle gelockt worden ist und ohne zu wissen, daß er sich bestechen ließ, vielleicht Geld angenommen hat. — Ich weiß es nicht. Alles, was ich weiß, ist nur das, wenn Hubert diesen unverzeihlichen Irrtum begangen, diesen Fehler gemacht, er sich unter keinerlei Umständen einem Verhör entzogen hätte. Er war jung, er war leichtsinnig, er mag alles gewesen sein, nur eines war er nicht . . . nicht feige. Er hätte nie Hand an sich gelegt, um einer Strafe zu entgehen."

„Und um wieviel weniger hätte er es getan, wenn er ein sauberes Gewissen gehabt hätte", sagte Lambertz erregt.

„Das hätte nicht einmal die entscheidende Rolle gespielt, aber er hätte sich nie der Verantwortung und den Folgen seiner Handlungen entzogen."

„Ich habe dieselbe Überzeugung wie Sie, Lilian."

„Aber was hilft es?" sagte sie, und zum ersten Mal zeigte ihr Gesicht einen trostlosen Ausdruck. „Was hilft uns unsere Meinung. Alle anderen sind doch mehr oder weniger der Ansicht, daß Hubert sich bestechen ließ und sich selbst gerichtet hat."

„Was heißt alle anderen,"

„Die Behörden. Seine Vorgesetzten — selbst — Eric. Natürlich hat man Nachforschungen angestellt, hat alles getan, was möglich war. Ein englischer Offizier ist schließlich mehr als nur eine Privatperson, ist hier in diesem Land etwas wie ein Symbol und niemand sieht gerne seine Symbole wanken. Aber es war umsonst, genau so vergeblich, wie man angenommen hatte. Er reiste allein von Peshawar fort nach Simla, um sich dort zu rechtfertigen. Sein Abteil war leer, neben ihm im Frauenabteil fuhren zur selben Zeit eine Inderin mit ihrer kleinen Tochter nach einem Ort in der Nähe von Rawalpindi, nach . . . ich weiß nicht mehr wohin. In Rawalpindi kam Eric, dem Hubert seine Durchreise depeschiert hatte, auf den Bahnhof und dort fand man dann Huberts Leiche . . . und seinen Revolver, und die Kugel, die ihn getötet hatte, war jene, die im Lauf des geladenen Revolvers fehlte. Alle Leute im Zug wurden verhört. Niemand hatte etwas Verdächtiges vernommen, niemand den Schuß fallen hören. Glauben Sie mir, Martin, Eric sagt, man hat alles getan, was man tun konnte. Aber es blieb kein Zweifel . . . es war Selbstmord."

„Ich weiß," sagte Lambertz langsam, „ich weiß alles das. Aber . . ."

Lilian unterbrach ihn: „Woher wissen Sie . . .?"

Er zögerte kurz. „Von einem Kameraden Huberts, einem seiner Vorgesetzten in Peshawar . . . von Philipp Lawson. Und gerade, daß Hubert, ohne es zu ahnen, den Kameraden in diese ehrenrührige Sache verstrickt hat, überzeugt mich mehr, als vieles andere, daß es nicht Selbstmord war, der nur noch einen Verdacht auf Lawson gelenkt hätte. Hubert hätte alles getan, alles und jedes, um Lawson reinzuwaschen, selbst wenn er, wie Sie vorhin sagten, sich wirklich hätte bestechen lassen."

„Und?" fragte Lilian.

„Mord", sagte Lambertz kurz.

Brausend erfüllte das Wort das große, helle Zimmer, klang in tausendfachem Echo von den Wänden zurück und erfüllte die beiden Menschen mit demselben Grauen und zugleich mit derselben heiligen Entrüstung.

Lambertz hatte gezögert, es auszusprechen, er hatte erwartet, Lilian erschrocken und entsetzt zu sehen. Es wunderte ihn, daß dieses temperamentvolle Mädchen jetzt Ruhe bewahrte.

„Ja", sagte Lilian still, „auch ich glaube an ein Verbrechen, trotzdem Eric es für ausgeschlossen hält."

„Lassen Sie sich nicht irremachen, Lilian, ich bitte Sie."

Ein schwaches Lächeln ging über ihr Gesicht. Sie schüttelte sanft den Kopf.

„Hören Sie", sagte Lambertz und ergriff eine ihrer schlaff herunterhängenden Hände und drückte sie, als wolle er einem Kameraden und Spießgesellen die Hand schütteln, „hören Sie gut zu, Lilian. Es tut mir leid, noch einmal ein Ihnen verhaßtes Thema anzuschlagen, einen Mann zu nennen . . ."

„O'Rorke", flüsterte sie. „Ja, nicht wahr? Es fiel mir mitten in der Nacht ein, ich konnte nicht schlafen und plötzlich erinnerte ich mich an Ihre Worte. Warum hat man verhindern wollen, daß wir mit der „Naldera" eintrafen? Wissen Sie es nun?"

„Nein", sagte er, „noch nicht. Aber ich werde alles daransetzen, es zu erfahren. Und wenn es das Leben kosten sollte, ich werde herausbekommen, welch schmutziges Spiel da getrieben worden ist."

Sie sah ihn aufmerksam an. „Sie wissen mehr, als Sie sagen wollen, Martin. Ich bitte Sie, sprechen Sie".

„Es ist nichts Genaues, nichts Positives und Feststehendes, alles sind nur Vermutungen."

„Und?"

Lawson stand kurz vor seiner Berufung in die Indische Regierung . . . und mir scheint, daß man ihn noch mehr treffen wollte als Hubert, und Hubert nur als Mittel zum Zweck gebrauchte, um Lawson irgendwie bloßzustellen oder zum mindesten ein gewisses Mißtrauen aufkommen zu lassen . . . Vielleicht hoffte man auch, daß er den Dienst quittieren würde und damit würde man ihn, dessen Energie und Klugheit man fürchtete, los gewesen sein. Konnte Hubert in Simla seine Unschuld beweisen, so mußte auch jeder Verdacht gegen Lawson hinfällig werden, verstehen Sie? Und darum . . ."

Lilians Gesicht bekam einen gestrafften Ausdruck.

„Darum mußte Hubert sterben, mußte nach ihrer Auffassung ein Selbstmord vorgetäuscht werden."

Wie schnell sie seinen Gedanken zu folgen vermochte! „Das ist meine Theorie."

„Und was haben wir damit zu tun?" Ihre Stimme hatte allen Klang wiedergewonnen, war vielleicht noch metallischer als sonst. Wie durch ein Wunder war sie plötzlich aus ihrer anfänglichen Teilnahmslosigkeit erwacht.

„Vorläufig erst einmal nur Sie, Lilian. Nehmen wir an, daß Hubert der Tod bestimmt war, so würden Sie, hätten Sie das Schiff versäumt, die Nachricht noch in Europa erfahren haben und wahrscheinlich nicht nach Indien gefahren sein."

„Sicherlich nicht, zumindest vorläufig nicht."

„Sie wären also in England, auf jeden Fall in Europa geblieben. Hätte in diesem Fall nicht die Möglichkeit bestanden, daß Arnstruthers, dessen Urlaub ja in Kürze fällig sein mußte, zu Ihnen gekommen wäre, statt Sie zu ihm?"

„Er sagte es gestern selber. Er sagte, er wünschte, ich wäre nicht in diesem Augenblick gereist, es wäre ihm lieber gewesen, zu mir nach London zu kommen, als daß ich jetzt, wo niemand sich so recht um mich kümmern kann — es sind noch vier Monate bis zu seinem Urlaub — in Indien bin . . . ohne Hubert . . . allein."

„Man wollte also auch Arnstruthers auf irgendeine Art und Weise und aus irgendwelchen Gründen aus dem Wege haben. Warum? Fragen Sie mich nicht. Jedenfalls erschien den anderen das Selbstverständliche auch nur natürlich: nämlich, daß der Mann, der die geliebte Frau in Kummer weiß, eine Bitte um früheren Urlaub einreichen und ihn wahrscheinlich erhalten würde."

„Und Sie? Was haben Sie mit diesem allen zu schaffen, Martin,"

„Ich weiß es nicht. Bis jetzt kann ich nur annehmen, daß man mich als Huberts besten Freund und als einen Menschen kannte, der alles daransetzen würde, seine Unschuld aufzuklären. Aber vielleicht stecken noch andere und schwerwiegendere Gründe dahinter. Das wird die Zeit zeigen."

„Martin, Martin. Alles, was Sie da sagen, klingt so wahrscheinlich, mir jedenfalls, obgleich es alle anderen unwahrscheinlich finden werden."

„Das tut nichts", sagte Lambertz, und zum ersten Male seit seiner Ankunft in Indien lachte er. „Das tut nichts. Lassen Sie mich nur versuchen."

„Arnstruthers sind durch seine Stellung die Hände gebunden — und vielleicht ist er auch nicht so überzeugt wie Sie . . ."

„Auch Lawson, der Hubert schätzte, kann nicht aktiv eingreifen. Noch nicht jedenfalls. Es kommt also alles darauf an, in aller Stille und Heimlichkeit Beweise zu finden und

zu sammeln bis man die Polizei bemühen kann und ihre Hilfe erbitten darf. Und auch dann — auch dann möchte ich, wenn irgend möglich, auf alle offiziellen Stellen verzichten, um nicht den Fuchs zu warnen, bevor er den Bau verläßt."

„Indien ist groß", sagte Lilian, „und ohne jede Hilfe — Sie sind Ausländer, Martin."

„Es geht vorläufig nicht anders. Es ist im Augenblick niemand anders da, als ich."

„Und ich", sagte Lilian und hielt ihm ihre zitternde, kalte Hand entgegen. „Und ich, Martin."

(Fortsetzung folgt.)

Nachtfahrt mit einem Indianer.

Erlebnis im Westen von Erwin Wickert.

Die Sonne ist schon lange hinter den Bergen untergegangen, die westlich vom Großen Salzsee im Staate Utah stehen. Das Salz, das seit dem Baden noch in kleinen weißen Flecken auf der Haut liegt, brennt und fällt leicht ab. Die Haut ist warm, und nur die Füße werden kalt. Ich nehme den kleinen, braunen Handkoffer, den ledernen, den meine Großmutter in der Mark Brandenburg schon gehabt hat, und ziehe weiter über die Gleise des Güterbahnhofes Salt Lake City. Eine der großen Transkontinentallokomotiven, die hier vor einer Stunde abgelöst wurde, steht auf dem Nebengleis. Es ist schön warm neben ihr.

Ich setze mich dicht neben sie und warte auf den Güterzug mit der Lokomotive 308, der nach San Francisko fahren soll. Um elf Uhr soll er kommen, aber es ist schon halb zwölf, und wer weiß, ob er heute überhaupt noch durchfährt. Wenn ich Pech habe, muß ich die ganze Nacht warten. Es wird Mitternacht; ich stelle den kleinen Koffer hinter einen Gleisendhügel, wo ihn der Scheinwerfer der rangierenden Lokomotiven nicht fassen kann und gehe in die Stadt, um etwas zu essen. Aber die Geschäfte in der Mormonenstadt sind schon geschlossen.

Eine halbe Stunde später sitze ich wieder auf meinem Koffer neben der abkühlenden Lokomotive. Ich habe Hunger und denke an Newyork, wo ich manchmal noch um drei Uhr morgens Eßwaren eingeholt habe. Die Lokomotiven rangieren nicht mehr. Es ist dunkel und still auf den Gleisen. Dazu kommt eine große Maschine aus dem Schuppen herausgefahren und hält wenige Gleise vor mir. Luft pumpt durch die Roste.

Die Lokomotive nimmt einen Zug auf, der auf einem Nebengleis steht und fährt mit ihm nach Norden. Doch mein Zug kommt nicht. Die Wagen der Southern Pacific Line fahren vorbei; aber ich muß auf die Western Pacific warten. Nach jedem Zuge wird es wieder still für eine Stunde. Ich denke daran, daß es zu Hause schon zehn Uhr morgens ist. Der Bruder wird jetzt wohl in der Schule sitzen. Mutter wird auf den Markt gehen. Und ich sitze hier nachtens zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada, auf der kalten Hochebene. Die Berge haben Namen, die mir früher Träume gewesen sind. Das sind dieselben schneeschimmernden, weißen Namen; da ist der blaue Stille Ozean, da ist Kalifornien und da sind die weiten, braunverbrannten Prärien; da sind alle die Träume und bunten Wünsche wieder, die mir erschienen, wenn ich auf der Schulbank an Latein und Griechisch hätte denken sollen. Und jetzt steht mir die Sonne im Sinn, die heiß in das Klassenzimmer scheinen wird, in dem mein Bruder Vokabeln lernen wird. Und die Sonne steht zu Hause gerade über den Kiefern.

Um fünf Uhr beginnt es zu dämmern. Die Stadt Salt Lake City bleibt im Dunkeln; aber über den nordöstlichen Bergspitzen wird es grünlich hell. Ich laufe etwas umher, um warm zu werden. Da kommt ein Zug aus dem Osten. Wenn der nur nicht nach Ogden geht, denke ich. Ich höre die Wagen über eine Weiche rollen. Die Lokomotive schiebt sich schwer um die Ecke. Der große, blendende Präriescheinwerfer erfaßt mich. Hoffentlich kann ich die Lokomotivnummer erkennen. Ich trete etwas beiseite. Ja, Nummer 308! Ich bin etwas aufgeregt. Das erste Mal auf einen Güterzug aufspringen! Ruhig, denke ich, wenn du nicht ruhig bist, verfehlst du den Griff und kommst unter die Räder. Zehn Wagen fahren vorbei. Alle sind geschlossen. Wenn nur eine „Box-Car" mit einer offenen Seitentür dabei ist, in die ich hineinspringen kann! Ich wußte damals noch nicht, daß man während der Fahrt auf das Dach der hohen Wagen klettern kann. Zehn Wagen, zwanzig Wagen. Der Zug scheint schon wieder schneller zu fahren. Doch, da kommt eine leere Lore um die Ecke. Ich werfe den Koffer hinein und springe hinterher.

Den Koffer setze ich in die dunkle Ecke des Wagens und sehe zur Tür hinaus. Über den Bergen im Osten ist es schon heller; aber Salt Lake City mit den Türmen des Mormonentempels und der Kuppel ihres Tabernakels liegt noch im Dunkeln. Die Geschwindigkeit des Zuges steigt; da fliegt plötzlich ein Kleiderbündel an mir vorbei. Ein Mann macht drei schnelle Schritte in der Fahrtrichtung des Zuges draußen auf dem Schotter, greift an die Türkante und springt auf.

Er braungebranntes Gesicht sieht mich an, lächelt etwas verlegen. Er verkriecht sich aber sofort in die Wagenecke mit seinem Bündel und legt sich hin. Ich setze mich an die offene Wagentür, lasse die Beine herausbaumeln und sehe hinaus in die weite, weiße Salzwüste, in der nichts wächst außer einigen Sagegrasbüscheln. Der Zug fährt schneller und schneller. Der Wagen ist schlecht gefedert und rüttelt. Die Sonne steigt über die Berge, und bald schmerzen die Augen von dem kristallischen Blinkern der Salzkörnchen; wir fahren über den früheren Grund des Salzmeeres.

Die Wüste ist flach, und sie scheint westwärts ohne Grenze. Nur das Schotterband unter mir, das vorbeiflimmert, ist etwas Festes in dem papierweißen Land, und dann die gerade, schwarze Straße, die neben den Schienen herläuft. Obwohl es noch früh am Morgen ist, fahren schon Autos. Lastwagen, die die ganze Nacht durch die Wüste gekommt sind, haben noch leuchtende Scheinwerfer.

Weit im Süden verborgen von einem grauen Dunstschleier, stehen Berge, die manchmal nahe herantreten, so daß die Ufer, die der frühere Salzsee in ihren Fuß geschnitten hat, sichtbar werden. Aber die Bergzüge schwingen nur langsam und fast unmerklich hin und zurück, gerade so, daß das heimliche Leben der Berge sichtbar wird. Und beim schnellen, harten Schüttern der Achse werde ich müde und lege mich hin.

Der Staat Nevada ist großartig und eintönig. Groteske Bergformen ziehen sich vom Norden nach Süden durch das Land. Dazwischen liegt Wüste. Und nur selten steht neben den Bahnschienen eine Farm, und selten braust der Zug an grasenden, halbverwilderten Pferden vorüber. Und in wenigen Minuten liegt die Einsamkeit wieder über diesen Gehöften, die meistens nur an dem hochragenden Windrad der Pumpe erkenntlich sind. Die Straße läuft manchmal neben dem Zug her; und Autos fahren mit dem Güterzug um die Wette; dann sehen alle Tramps aus dem Zug heraus.

Auf der Karte sind einige Städte angegeben: Elko, Battle, Mountain, Winnemucca und Imlay. Aber es sind nur wenige Häuser, die dicht neben den Schienen stehen, dort wo die Lokomotive hält und Wasser einnimmt. Nach wenigen Minuten fährt der Zug weiter und klappert wieder durch leere Täler und über Höhen mit scharfen Winden. Am Tage ist es heiß und des Nachts frieren wir, besonders auf dem Paß in Portala; und es ist dort erst August. —

Auf der ganzen Fahrt ereignete sich nichts Außergewöhnliches. Es kam kein Bahnpolizist, der uns mit dem Revolver in der Hand aufforderte, vom Zug zu springen. Es wurde kein Betrunkener überfahren; wir wurden nicht ausrangiert, während wir schliefen, und wir verpaßten nicht einmal den Zug. Die Fahrt war gerade und schnell. Der Indianer saß wortlos an der Tür. Er sah in die Täler, Berge und Ebenen hinaus, durch die seine Vorfahren einst als Herren geritten waren, und durch die er jetzt als armseliger „Bum" fuhr, der jetzt in Kalifornien Arbeit als Rosinenpflücker für 1,50 Dollar den Tag suchte.

Aber in mir selbst öffnet sich ein lange verschlossener Raum: die Erinnerung an eine wilde Indianerbegeisterung aus der Schülerzeit leuchtet durch einen fernen Nebel. Und alle früheren Wünsche, in die Welt zu fahren, brennen wieder. Leuchtende gelbe Prärien voller kleiner Sonnenblumen blühen wieder und mit halb geschlossenem Auge sehe ich Wasserflächen und Wälder als Luftspiegelungen auf der trockenen Wüste Nevadas. Der Geist denkt wunderbar glühende Worte und schickt sie über das weite Land. Worte

des Lobes und der Freude. Märchengleich habe ich neben mir das bronzene Gesicht des Krähenindianers, mit den scharfen Mundwinkelfurchen und dem blauschwarzen Haar.

Und dieselben Augen, die vor Jahren einmal über die Leiden der Indianervölker geweint und über ihre Siege geglänzt haben, die sehen ihn neben mir in der offenen Tür sitzend, die Beine hinaushängend, wortlos und geistesabwesend in die Wüste starrend.

Das Auge des Krähenindianers stand ebenso unbeweglich über den hohen Fichten des Sierra Nevada-Passes, und sie gingen den steilen Canyon des Feather River Tals hinauf. Der Indianer erklärte mir die Berge und erzählte, als ich ihn fragte, von den Goldgräbern, deren letzte Hütten unten im Tale standen. Wir mußten auf das Dach eines Güterwagens steigen und saßen auf dem schmalen Gangbrett bis es dunkel wurde; und dann erschien am Horizont das rote Wolkenlicht der Stadt Sacramento. Vor dem Güterbahnhof, als der Zug langsam fuhr, sprang ich ab. Der Indianer warf mir meinen Koffer herunter. Das war das letzte, was ich von ihm sah.

Nikita verteilt Orden.

König Nikita von Montenegro, der Fürst der Schwarzen Berge, befand sich infolge der Armut seines Ländchens in ständigen Geldschwierigkeiten. Er mußte in seiner Hofhaltung äußerst sparsam sein, und so war selbst der berühmte Daniloorden, den er seinen Ministern und auswärtigen Freunden gern und oft verlieh, nur aus dünnem Silberblech.

Im Jahre 1912 empfing der König einen österreichischen Kaufmann, der einen Auftrag Nikitas zur Zufriedenheit des Königs erledigt hatte. Zum Zeichen seiner dankbaren Gesinnung heftete Nikita ihm den Daniloorden zweiter Klasse an die Brust. Der Österreicher war über den Orden zwar sehr erfreut, aber die dürftige Beschaffenheit des Blechsterns behagte ihm wenig. Darum ließ er ihn von einem Wiener Goldschmied in schwerem Golde nachahmen und mit Brillanten verzieren. In der nächsten Zeit erregte er überall Aufsehen und Bewunderung.

Ein halbes Jahr später aber hatte der Kaufmann wiederum in Cetinje zu tun, und Nikita befahl ihn abermals huldvollst zur Audienz.

Der Österreicher kam, und auf seinem Frack prangte der Orden. Nikita unterhielt sich lange mit ihm, aber seine Augen hingen an dem herrlich veredelten Daniloorden.

„Sie tragen einen seltsamen Orden, mein Freund“, sagte er endlich.

Der Besucher errötete. „Majestät mögen gütigst verzeihen. Es ist der Daniloorden, den ich nur . . .“

„Schon gut, schon gut!“ sagte Nikita nachsichtig. „Zweiter Klasse, nicht wahr?“

Der Kaufmann bestätigte es.

Da lächelte Nikita, ging zu einem Schrank und entnahm einer Kassette einen zweiten Orden. Er löste mit eigener Hand den Daniloorden von der Frackbrust des Österreichers, legte ihn in seine Kassette und heftete den anderen Orden an des Gastes Frack.

„Mein lieber Freund“, sagte er huldvoll lächelnd, „Ihre Verdienste um Montenegro haben längst eine höhere Auszeichnung verdient. Ich verleihe Ihnen hiermit den Daniloorden erster Klasse!“

Der Österreicher verbeugte sich tief und dankte in wohlgesetzten Worten für die hohe Gnade. Innerlich fluchte er freilich. Denn auch der Daniloorden erster Klasse war aus Blech.

Der funkelnde Gold- und Brillantorden aber lag wohlverwahrt in König Nikitas Hausschatulle.

Trauung mit einer Toten.

Das italienische Städtchen Biga hat eine merkwürdige Trauung erlebt. Eine 55jährige Frau wurde mit einem Dreißigjährigen auf dem Sterbebett getraut. Erst wollte man in Biga angesichts solcher Liebe und Treue in Tränen zerfließen. Heute aber verflucht man den Erbschaftsschwindler, der es auf raffinierte Weise ermöglichte, mit einer Toten getraut zu werden, wobei er als geschickter Taschenspieler und Bauchredner einer bereits verstorbenen unglücklichen Frau jenes entscheidende „Ja“ in den Mund legte, das sie selbst gar nicht mehr auszusprechen imstande war.

Im Schimmer der Kerzen.

Die Beziehungen des 30jährigen Mannes zu der 55jährigen, sehr reichen Witwe waren natürlich den Einwohnern von Biga bekannt. Man wußte auch, daß der Mann häufig auf eine Trauung gedrungen hatte. Sie aber hatte sich geweigert, darauf einzugehen.

Immerhin fand man es verständlich, als eines Morgens der Dreißigjährige bei dem Standesbeamten von Biga erschien und ihn dringend ersuchte, sofort zu der Witwe zu kommen, da diese plötzlich schwer erkrankt sei, aber noch mit ihm getraut werden wolle. Sie lag tief in die Kissen gebettet, bis zum Hals in Decken eingehüllt, auf ihrem Sterbelager. Der Beamte bemühte sich, das Halbdunkel zu durchschauen, das in diesem Raum herrschte, der nur vom matten Schimmer der Kerzen erhellt war. Er beeilte sich, die Zeremonie recht schnell zu beenden. Deutlich hörte er ein schwaches, geflüstertes „Ja“ von ihren Lippen kommen. Und dann ließ er das seltsame Paar allein.

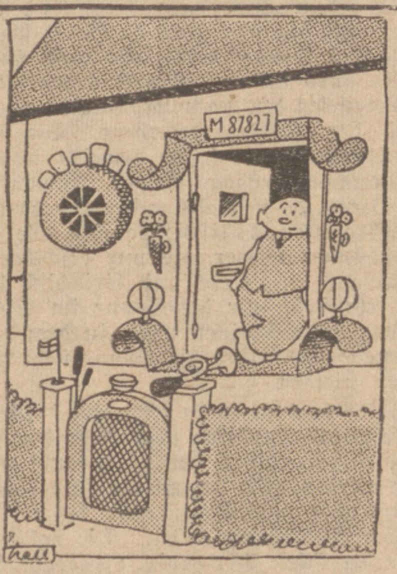
Früherer Beruf: Bauchredner.

Durch eine Magd des Hauses wurde der Betrug bekannt. Sie hatte in der Abwesenheit des Mannes, der den Standesbeamten holen ging, einwandfrei den Tod ihrer Herrin festgestellt. Sie setzte nachträglich die Polizei von ihren Beobachtungen in Kenntnis. Diese machte sich daran, die Vergangenheit des „Universalerben“ zu untersuchen. Zur Überraschung der Behörden ergab sich, daß er früher in einem Varieté als Bauchredner gearbeitet hatte. Es war ihm also ein Leichtes gewesen, der Toten jenes „Ja“ in den Mund zu legen, während er selbst das wichtige Wörtlein dank seiner Kunstfertigkeit laut hörbar in das Sterbezimmer hineinsprach.



Lustige Ecke





Der Automobilist, dem der Führerschein abgenommen wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Markan Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.